

Das gute Geschäft mit der Alternativmedizin

Bei der Alternativmedizin verstoßen Krankenversicherungen gegen ihre eigenen Bedingungen. Und sie verführen Therapeuten dazu, das Gesetz zu brechen.

Von **Martina Frei**

Wer bei der Krankenversicherung Helsana die Zusatzversicherung «Completa» abschliessen möchte, kann auch zum Alternativtherapeuten gehen: Farbpunktur, Kinesiologie, Polarity und andere Behandlungen mehr bezahlt die Versicherung. 234 Kinesiologen und 19 Farbpunktur-Therapeuten beispielsweise führt sie allein im Kanton Zürich auf der Liste der von ihr anerkannten Therapeuten. Auch andere Zusatzversicherungen, so jene der CSS oder der Swica, vergüten diese und weitere Methoden. Voraussetzung für die Kostenerstattung ist, dass der Patient an einer Krankheit leidet.

Nur: Von Gesetzes wegen dürfen nicht ärztliche Therapeuten gar keine Krankheiten behandeln. Und sie dürfen auch keine medizinischen Diagnosen stellen. Das gilt zum Beispiel in den Kantonen Zürich, Luzern, Graubünden und in etlichen weiteren Kantonen. Ein Widerspruch? Nicht der einzige.

Damit die Versicherung bezahlt, muss die Wirksamkeit des alternativmedizinischen Verfahrens «nach wissenschaftlichen Methoden nachgewiesen sein». So steht es in den Vertragsbedingungen der Helsana. Auch die CSS erbringt «keine Leistungen für unwirksame, unzweckmässige und unwirtschaftliche Behandlungen oder diagnostische Massnahmen». Man könne davon ausgehen, dass die Versicherten vermutlich implizit annehmen, «dass an der Methode was dran ist», wenn die Versicherung sie bezahle, sagt eine Fachfrau.

Kaum erforscht, dennoch bezahlt

Doch die meisten alternativen Methoden sind wissenschaftlich kaum erforscht, geschweige denn als wirksam eingestuft. Noch düsterer sieht es mit dem zusätzlich geforderten Nachweis der Zweckmässigkeit und der Wirtschaftlichkeit aus. Trotzdem übernehmen die Versicherungen in der Regel Behandlungen durch die von ihnen anerkannten Therapeuten.

Die CSS beispielsweise anerkennt über 9000 Therapeutinnen und Therapeuten in der Schweiz, die rund 400 verschiedene Methoden praktizieren, so CSS-Pressesprecher Stephan Michel. Letztes Jahr vergütete sie ihren 770 000 Zusatzversichererten rund 68 Millionen Franken für alternative Methoden.

«In dem Bereich herrscht ein ziemlicher Wildwuchs», sagt ein Versicherungsangestellter, der seinen Namen nicht in der Zeitung sehen möchte, «man zählt und zahlt und zahlt». Es werde im Alternativbereich



Kinesiologischer Muskeltest: Von vielen Patienten geschätzt, von den Versicherungen bezahlt, aber nicht bewiesen. BILD KRISTIANE VEY/JUMP

«sehr viel konsumiert», so der Fachmann. Tausende von Franken würden für kaum erforschte Therapien oder fragwürdige Massagen erstattet.

Im Bereich der Zusatzversicherungen herrsche freier Markt, legt Beat Krieger vom Schweizerischen Versicherungsverband dar. Um gegenüber der Konkurrenz zu bestehen, könne ein Versicherer durchaus mehr bezahlen, als er müsste.

«Alternative Behandlungen sind ein Kundenbedürfnis», sagt Rob Hartmanns, Pressesprecher der Helsana. Dieses starke Kundenbedürfnis, der Druck des Marktes, die Zusatzversicherung als Kundenbindungsinstrument und als Geschäft – mit diesen Argumenten erklären Versicherer die Praxis wider die Vertragsbedingungen. Die CSS beispielsweise machte mit den alternativen Therapien in der Zusatzversicherung letztes Jahr einen Gewinn von rund einer Million Franken.

Gravierender als diese Geschäftemacherei wiegt der andere Punkt: Damit die Versicherer die Rechnungen zahlen, müssen die Therapeuten in etlichen Kantonen gegen geltendes Recht verstoßen. Obwohl sie keine Krankheiten diagnostizieren und behandeln dürfen, sind sie zum Beispiel gehalten, auf vorgedruckten Rechnungsformularen das Feld «Krank-

heit» anzukreuzen – also müssen sie zuvor eine Diagnose gestellt haben. Denn die Versicherung darf nur für Krankheitskosten aufkommen.

Dass diese Praxis gegen kantonale Gesundheitsgesetze verstösst, ist auch den Versicherungen klar. «Irgendwo beisst sich das natürlich schon», gibt Peter Marbet zu, der Pressesprecher des Verbands der Krankenversicherer Santésuisse.

«Vieljähriger Rechtsbruch»

Die gängige Praxis sei «ein vieljähriger Rechtsbruch und zudem eine Gefahr für die Versicherten, die eine Krankheitsbehandlung erwarten, wo sie gar nicht geboten werden darf», kritisiert ein Therapeut. Er fürchtet Fälle wie in den USA, wo nicht ärztliche Therapeuten verurteilt worden seien, weil sie eine Krankheit behandelte (oder übersehen) hätten und der Patient verstorben sei.

«Die Leistungen nicht ärztlicher Therapeuten als Krankheitsbehandlung zu versichern, bricht geltendes Gesetz», hält der Schweizerische Verband für nicht medizinische Kinesiologie fest. Die Rechtsunsicherheit und die Gesundheitsgefahren seien «für alle Akteure unerträglich».

«Wo kein Kläger ist, da ist auch kein

Richter», sagt Rob Hartmanns von der Helsana. Die Helsana gehe davon aus, dass der Therapeut nur die Beschwerden an die Versicherung weitergebe, die der Patient schildere. Man habe eine pragmatische und schweizweit einheitliche Praxis etabliert. Im Übrigen obliege die Aufsicht über die Therapeuten den Kantonsärzten. Auch bei der CSS sei es unwichtig, wie der Therapeut die Beschwerden nenne, so Pressesprecher Stephan Michel.

Die Praxis stehe «in einem gewissen Spannungsverhältnis zum geltenden Recht», räumt Johannes Theler von der Zürcher Gesundheitsdirektion ein. Allerdings, gibt er zu bedenken, sei die Grenze zwischen einer medizinischen Diagnose und einer psychosomatischen Befindlichkeitsstörungen im Gesundheitsbereich fließend.

Theler stellt in Aussicht, dass das bereits verabschiedete Gesundheitsgesetz das Problem im Kanton Zürich beseitigen werde: «Der Markt wird liberalisiert.» Damit ist das Dilemma für andere Kantone wie Uri, Schwyz, Nidwalden, Jura oder Solothurn aber noch nicht gelöst. Und auch nicht für die Therapeuten, die momentan entweder dem Gesetz folgen können – oder der Verlockung der Kassenanerkennung erliegen.

«Ich hatte volles Vertrauen in das solide Schiff»

Der Meeresbiologe David Senn gehörte zur Crew von «sun21». Mit dem Solarkatamaran gelang dem fünfköpfigen Team erstmals die Überquerung des Atlantiks mit Sonnenenergie.

Mit **David Senn*** sprach **Isabelle Fleury**

Wie war der Moment, als Sie mit der «sun21» letzte Woche nach 7000 Seemeilen die Freiheitsstatue, das Wahrzeichen von New York, passierten?

Nachdem ich in der Mitte des Ozeans viel Freiheit genossen hatte, fragte ich mich, weshalb die Freiheitsstatue ausgerechnet in Amerika steht.

Gab es Momente, in denen Sie an der Konstruktion des Katamarans zweifelten?

Nein, auch im Sturm nicht, der uns zwang, den Hafen von Casablanca aufzusuchen, bis besseres Wetter eintrat. Ich hatte volles Vertrauen in das solide gebaute Schiff.

Sie haben während der Überquerung des Atlantiks auch geforscht. Woran?

Ich habe täglich mit zwei sehr feinschichtigen Netzen Planktonproben genommen, um die Welt der Kleinstlebewesen anschliessend unter dem Mikroskop zu studieren. Ich nahm die Proben immer bei Sonnenaufgang und habe so einen «Querschnitt» durch den Atlantik von Ost nach West erfasst und protokolliert. In den Proben waren seltsame Krebse und Schnecken zu finden.

Wie haben Sie ihre Forschung betrieben? Hatten Sie ein Labor an Bord?

In einem kleinen Raum hatte ich mein Mikroskop installiert. Ursprünglich wollte ich dadurch auch fotografieren. Das ging wegen des oft starken Seegangens nicht. So habe ich Zeichnungen gemacht. Am Ende der Reise war das ein ansehnliches Album.

Was haben Sie bei Ihren Untersuchungen festgestellt?

Ich habe eine grosse Formenvielfalt erfassen können. Viele Lebewesen kannte



David Senn.

ich schon aus anderen Meeresregionen, andere waren für mich völlig neu. Ob schon es eigentlich Winter war, blieb die Formenvielfalt beachtlich.

Gab es auch überraschende Erkenntnisse?

Ja, es gab Überraschungen, beispielsweise eine 6 Zentimeter grosse Carinaria-Schnecke, die durchsichtig ist wie Glas, die aber orange Flecken in der Haut hat. Die Schnecke schwimmt stets auf dem Rücken. Ihr Fuss ist als Flosse ausgebildet, die Schneckenschale ist reduziert.

Sie werden in den Zeitungen zitiert, dass die Zahl der Wale, Delfine und Schildkröten drastisch abgenommen hat, je mehr Sie in Richtung Westen kamen. Woran haben Sie das erkannt?

Ich muss mich auf Beschreibungen früherer Atlantiküberquerer stützen. Grosse Wirbeltiere, von denen es früher nur so gewimmelt haben soll, sind durch die Übernutzung der Ozeane durch den Menschen rar geworden.

Sind Sie auf Ihrer Reise auch getaucht?

Ja, mit Schnorchel und Maske. Innerhalb von weniger als drei Wochen wuchs auf den Rümpfen des Katamarans ein ansehnlicher Belag mit Rankenfussern (Entenmuscheln), welche das Schiff so bremsen, dass es statt 4 nur 1 Knoten schnell war. Zu zweit, mit einem der Kapitäne, kratzten wir während anderthalb Stunden den Belag ab. Dass unter uns eine Meerestiefe von 5000 Metern war, merkte ich aber nicht. Danach fuhr das Schiff wieder mit 4 Knoten.

*David Senn ist emeritierter Professor für Zoologie der Universität Basel. Zurzeit ist er in Alaska. Er antwortete per E-Mail.

OECD fordert höhere Wasserpreise

Paris. – Die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) hat angesichts des Klimawandels höhere Wasserpreise gefordert. Auf diese Weise würden die Menschen zum Sparen angehalten, da Wasser ein knappes Gut sei, sagte OECD-Generalsekretär Angel Gurría am Montag in Paris. Wenn Wasser teurer wäre, würde zudem mehr in Technologie und Infrastruktur investiert. Ein umsichtiger Wasserverbrauch wird zunehmend wichtiger, da der Klimawandel immer stärkere Dürreperioden verursacht. Die wachsende Bevölkerung in Entwicklungsländern sowie die zunehmende Industrialisierung erhöhen den Druck auf die Wasservorkommen. (Reuters)

Tierschutz warnt vor fluoreszierenden Fischen

Basel. – Der Schweizer Tierschutz (STS) hat vor fluoreszierenden Gentech-Fischen gewarnt. Ein tschechischer Händler habe illegal transgene Fische in die Schweiz gebracht und an Zoofachgeschäfte verkauft, kritisiert der STS in einer Mitteilung vom Montag. Das Besondere an den Fischen sei, dass sie unter ultraviolettem Licht pinkfarben leuchteten. Der Tierschutz wehrt sich grundsätzlich gegen jegliche gentechnischen Manipulationen an Tieren. Der STS weist darauf hin, dass der Besitz von transgenen Aquarienfischen in der Schweiz verboten ist. Bis jetzt seien bereits rund 35 verschiedene Fischarten gentechnisch verändert worden, darunter auch Forellen, Karpfen und Lachse. Noch dürfen sie nicht als Speisefische verkauft werden. (AP)

Weibliche Schimpansen töten Jungtiere

Primatenweibchen galten im Vergleich zu den Männchen bisher als friedfertig. Jetzt haben Forscher ein sehr aggressives Verhalten bei ihnen beschrieben.

Von **Anke Fossgreen**

Bisher galten Schimpansenweibchen als relativ friedfertig. Verhaltensforscher schlossen aus ihrem niedrigen Aggressionspotenzial, dass kaum Konkurrenz zwischen den Weibchen besteht. Jetzt hat ein amerikanisch-schottisches Forscherteam spektakuläre Beobachtungen in einer Gruppe wild lebender Schimpansen veröffentlicht («Current Biology», online). In drei Fällen sind sich die Wissenschaftler einig, dass mehrere Weibchen aus der Sonso-Gemeinschaft im Budongo-Wald in Uganda Affenkinder von fremden Weibchen getötet haben.

Im Februar 2006 sahen die Verhaltensforscher Simon Townsend und Katie Slocombe von der schottischen University of St. Andrews mit eigenen Augen, wie sechs Schimpansenweibchen im Budongo-Wald eine fremde Affenmutter mit einem einwöchigen Baby angriffen. Die Täterinnen stiessen und verletzten das fremde Tier. Dieses kauerte sich zusammen und versuchte, sein Kleines zu schützen. Fünf der Angreiferinnen trugen eigene Kinder am Körper.

Die Männchen der Sonso-Affengruppe beteiligten sich nicht an dem Streit. Im Ge-

genteil, eines versuchte mehrmals, die kämpfenden Weibchen auseinander zu bringen.

Nach etwa zehn Minuten entwendeten die Angreiferinnen der fremden Mutter ihr Junges – eine biss das Kleine schliesslich tot. Daraufhin regierten die Männchen: Eines schlug dem Weibchen, welches das Junge getötet hatte, ins Gesicht, ein anderes verscheuchte es.

Die Forscher fanden später das tote Jungtier mit heftigen Wunden, das aber keine Anzeichen trug, dass die Affen es hätten fressen wollen. In den 1970er-Jahren hatte bereits die Schimpansenforscherin Jane Godall dreimal im Gombe-Nationalpark in Tansania beobachtet, wie zwei Affenweibchen, Mutter und Tochter, Jungtiere getötet, dann aber gefressen hatten. Damals mutmassen die Forscher noch, diese Tiere zeigten ein «pathologisches» Verhalten. Inzwischen vermuten sie, dass ein verstärkter Wettbewerb um Nahrung und Lebensraum auch unter Weibchen zu kämpferischen Verhaltensweisen führen kann.

Die von dem amerikanisch-schottischen Team beobachteten Fälle unterstützen diese Hypothese. In zwei weiteren Begebenheiten waren die Forscher zwar nicht direkte Zeugen. Einmal untersuchten sie ein totes Jungtier genetisch. Die ansässigen Affenweibchen hatten zuvor den Leichnam untereinander herumgereicht.

Das Kleine war mit keinem der heimischen Weibchen verwandt. Stattdessen beobachteten die Forscher ein fremdes Weibchen, das verwundet war – die vermeintliche Mutter. Bei der dritten Begebenheit, folgten die Forscher einer Blutspur und fanden nur noch Überreste eines neugeborenen Affen. Alle Männchen der Sonso-Gruppe befanden sich an einem anderen Ort. Sie waren demnach nicht an dem Tötungsdelikt beteiligt.

Bisher wurde der Infantizid, oder die Kindstötung, zwar in vielen Tierarten beschrieben – aber überwiegend als männliches Verhalten (siehe TA vom 8. 5.). Die Verhaltensforscher suchten nach Gründen, warum die Weibchen unserer engsten Verwandten Junge umbringen. Die Wissenschaftler vermuten, dass die Ressourcen für die Affengruppe knapper werden. Während die Sonso-Gemeinschaft im Budongo-Wald 1996 noch aus 42 Mitgliedern bestand, waren es 2006 bereits 75 Tiere. Dabei verschob sich das Geschlechterverhältnis von eins zu eins auf ein Männchen zu drei Weibchen.

Da nun vergleichsweise weniger Männchen in der Gruppe sind, konnten sie das Territorium nicht genügend ausbreiten. Deshalb könnten die ansässigen Weibchen fremde Weibchen, die in die Gruppe immigrieren wollen, als Konkurrentinnen um Nahrung und Geschlechtspartner ansehen, vermuten die Forscher.

Die Affenmännchen schritten ein, um die aggressiven Weibchen zu trennen.